

# Mindsets

## Postmodernistische Deutungskonzepte zur Wissensverteilung unter Individualisierungsbedingungen

Ronald Hitzler

„Allein um das Simpelste und Normalste des soziologischen Jobs zu erfüllen, nämlich eine empirisch fundierte Diagnose der Konfliktodynamik sozialer Ungleichheit zu erstellen, müssen wir etwas tun, was dem soziologischen Spezialistenverstand zutiefst suspekt und uneinlösbar erscheint: den namenlosen, diskontinuierlichen Wandel grundlegender Koordinaten der Gegenwartsgesellschaften aufdecken. In diesem Fall: die konzeptionelle Neuvermessung sozialer Ungleichheit.“ Mit dieser Einsicht beginnt Ulrich Beck (2008a) zufolge die „Soziologische Aufklärung im 21. Jahrhundert“.

### 1 Partialinteressen

Ich beschränke mich hier auf das, was Beck in der fünften These seiner konzeptionellen Neuvermessung – allerdings mit ganz anderen Konnotationen als ich – moniert: „Das Hauptproblem der Soziologie heute besteht darin, dass sie die falschen Fragen stellt. Die Leitfragen der Gesellschaftstheorien sind alle auf Stabilität und Ordnung ausgerichtet und nicht auf das, was wir erfahren, begreifen müssen: den epochalen, diskontinuierlichen Gesellschaftswandel in der Moderne“ (Beck 2008b: 42).

Beck selber ist also, wie er in seinem Eröffnungsvortrag zum DGS-Kongress „Unsichere Zeiten“ 2008 in Jena sagte, längst dabei, nicht nur seine, sondern jegliche künftige Soziologie im Weltmaßstab zu denken und zu konzipieren. Dahinter bleibe ich nicht nur wissentlich, sondern auch willentlich *weit* zurück mit meinem diesem Denken gegenüber doch sehr bescheidenen Überlegungen zu einer *konzeptionell-methodologischen* Ergänzung der Ungleichheitsforschung unter der Prämisse, dass anhaltende Individualisierung symptomatisch ist für Gesellschaften auf dem Weg in eine andere Moderne:

Meine weder neue noch originelle Idee ist (seit langem), dass Ungleichheit unter Individualisierungsbedingungen nicht nur im Sinne der sogenannten Bolte-Schule „subjektorientiert“ (was ja nicht mehr impliziert als „auf den Einzelnen und nicht nur auf Aggregate achtend“) erforscht werden muss (vgl. Bolte 1983, dazu auch die Beiträge in Voß/Pongratz 1997), sondern dass das Subjekt, das

heißt: das im Sinne von Alfred Schütz sinnhaft handelnde Individuum, *in seinem Eigen-Sinn* schlechthin nicht mehr angemessen von etwelchen sozialen Lagen her begriffen werden kann, auch wenn es im Hinblick auf gesellschaftsanalytische Problemstellungen unumgänglich zu sein scheint, das *Verhalten* von Menschen mit ihren sozialen Lagerungen zu korrelieren (vgl. dazu Berger 1994 und 2003 u. v. a.). Denn wenn und sobald man *individualisierte* Subjekte und deren Meinen und Verhalten nicht mehr entlang irgendwelcher ‚externer‘ Kategorien aggregiert, lässt sich zeigen, dass die Relevanzen dieser Subjekte deutlich und multipel divergieren und dass sie infolgedessen aus den ihnen je zuhandenen sozialen Wissensvorräten das herausbrechen, was *sie* (warum auch immer je gerade) als für ihr alltägliches Leben wichtig erachten.

Das heißt: Die individualisierten Subjekte werden weit weniger durch gesellschaftliche Umstände und Gegebenheiten ‚geprägt‘, als dass sie sich aufgrund ihrer je eigenen Wichtigkeiten bestimmten Umständen, Gegebenheiten und Vorfällen unter bestimmten Umständen bzw. in bestimmten Situationen besonders aufmerksam zuwenden, sie als besonders bedeutsam definieren und als mittels entsprechender Vorkehrungen und Maßnahmen erhaltenswert oder veränderungsbedürftig deklarieren (vgl. dazu auch Knoblauch 2009: 265-283). Dergestalt weichen die existenziellen Anteile des schicksalhaft Auferlegten zurück vor dem individuell Entscheid- und arbiträr Gestaltbaren.

Besonders augenfällig wird das gegenwärtig etwa bei den Körpertechnologien: Von der Ernährung und Hygiene über das Fitnessprogramm, den Kontaktlinsen, der orthopädischen Einlage, der Zahnspange, der Nasenbegradigung, der Fettabsaugung und der Bauchdeckenstraffung bis zu den chemischen und allmählich auch genetischen Maßnahmen zur Optimierung unserer Physis steht uns in dieser Hinsicht kulturell nachgerade alles zur Verfügung. Und in diesen verschönten und immer aufs Neue zu verschönernden Körper ‚designen‘ wir immer vorbehaltloser auch einen entsprechend präparierten Geist hinein. Das Alter – als eine biologische Gegebenheit – verliert all dem gegenüber, und zwar massiv, immer mehr an Bedeutung. (Gerade deshalb werden Erkrankungen, die früher selten vorkamen, wie exemplarisch etwa die Demenzen, heute – und morgen erst recht – gleichsam epidemisch. Aber auch solcherlei fordert uns kulturell, jedenfalls auf mittlere Sicht, lediglich zu Innovationen unserer psycho-physischen Optimierung heraus.) Verallgemeinert ausgedrückt: Mit der zunehmenden Fragmentierung der Gesellschaft und der immer größeren Zahl an Optionen, sein Leben zu gestalten, werden die je eigenen – durchaus nicht selten idiosynkratischen – Entwürfe dessen, was sie sein wollen, für die Subjekte selber – und in der Masse dann auch für das gesellschaftliche Miteinander – immer relevanter (vgl. Beck 1995; Gross 1994; Hitzler 2004).

Wie angekündigt ziehe ich angesichts dieser Entwicklung(en) in Zweifel, dass eine Rekonstruktion gesellschaftlicher Wissensverteilung, welche sich anlehnt an überkommene oder auch an ‚neue‘ sozialwissenschaftliche Ungleichheitsmodellierungen, der unter Individualisierungsbedingungen typischen Selbst- und Weltwahrnehmung noch hinlänglich gerecht zu werden vermag. Schwerlich schon lässt sich noch übersehen, dass dort, wo die traditionellen *direkten* Verteilungskämpfe an Bedeutung verlieren oder hochgradig ritualisiert sind (wie üblicherweise die Tarifverhandlungen zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern), andere, *indirektere*, unreguliertere Verteilungskämpfe aller Art um materielle Güter, um Weltdeutungen, um Kollektiv-Identitäten, um Lebensgewohnheiten und -qualitäten, um soziale Räume, Zeiten und Ressourcen, um Gestaltungschancen, um Grundsatz- und Detailfragen ausgetragen werden, die sich kaum noch und immer weniger mit dem überkommenen klassifikatorischen Analyse-Raster von links und rechts, von progressiv und konservativ, von revolutionär und reaktionär, usw. fassen lassen (vgl. Beck 1993: 229ff). Gemeint sind damit Verteilungskämpfe aufgrund von anderen Differenzen und Divergenzen – wie etwa denen zwischen den Geschlechtern und Generationen, zwischen Osis und Wessis, zwischen Einheimischen und Zugezogenen, zwischen Autofahrern, Radfahrern und Fußgängern, zwischen Rauchern und Nichtraucherern, zwischen Vegetariern und ‚Karnivoren‘, zwischen Müßiggängern und Workaholics, zwischen Menschen mit Kindern und Menschen ohne heranwachsende Kinder usw., kurz: Alltagsquerelen, wie sie symptomatischerweise eben die *erlebten* sozialen Ungleichheiten markieren.<sup>1</sup>

Unter den Bedingungen einer solchen in immer neue, oft ‚mikroskopische‘ Partialinteressen zerfallenden Gesellschaft sind die individualisierten Individuen mehr oder minder ständig dazu gezwungen, in *ihren* je eigenen, biographisch erwachsenen und situativ gesetzten Relevanzstrukturen angemessene ‚Anleihen‘ zu machen bei heterogenen, ja bei zum Teil antagonistischen sozialen Wissensbeständen und daraus eben ihre *ihnen* tauglichen, sozusagen *individualisierten* Wissensvorräte zusammenzubasteln.<sup>2</sup> Während also in der bisherigen Moderne

---

1 Insbesondere der von Beck in die Diskussion gebrachte Begriff der „Vollkasko-Individualisierung“ (vgl. z. B. Beck 1993, S. 160, und 1995, S. 35) impliziert – nicht nur, aber insbesondere – solche *erlebten* Ungleichheiten. Vollkasko-Individualisierung meint jene Art Individualisierung, bei der die mit der Freisetzung der Menschen aus überkommenen sozialmoralischen Gemeinschaftsbindungen einhergehenden existentiellen Risiken aufgefangen bzw. abgefedert werden durch Abhängigkeiten, die im Zusammenspiel von marktförmigen Optionen und bürokratischen Ligaturen entstehen (vgl. dazu auch Hitzler/Pfadenhauer 2004a).

2 Diese Rede von „individualisierten Wissensvorräten“ (Hitzler 2006a) schließt an an die Rekonstruktion subjektiver und sozialer Wissensvorräte in den ‚Strukturen der Lebenswelt‘ (Schütz/Luckmann 2003): Soziale Wissensvorräte setzen sich ‚logisch‘ – in mannigfaltigen, vielstufigen, komplexen und in der Regel langdauernden Habitualisierungs-, Typisierungs-, Institutionalisierungs- und Sedimentierungsprozessen – zusammen aus subjektiven Wissensbestandteilen. Empi-

die Partizipation an bestimmten sozialen Wissensvorräten unter hinlänglich typischen Umständen typische Lösungen für typische soziale Lagen konventionell sowohl einigermaßen verbindlich als auch hinlänglich verlässlich nahegelegt hat, erscheint das (Über-)Leben unter Individualisierungsbedingungen im Beckschen Sinne (verstanden als im Prozess reflexiver Modernisierung sich verändernder Handlungsrahmen, vgl. Beck/Giddens/Lash 1996; dazu die Beiträge in Beck/Bonß 2001) symptomatischerweise eben nicht mehr als dergestalt konventionalisiert, sondern vielmehr als hochgradig diversifiziert. Infolgedessen lassen sich die sozial vorrätigen ‚Bastel-Anleitungen‘ immer weniger problemlos auf die Probleme der individuellen Existenz applizieren und vermögen die gesellschaftlichen ‚Regie-Anweisungen‘ das „Heer von durchschnittlichen Abweichlern“ (Liebl 2000: 13) nicht mehr berechenbar zu organisieren.

## 2 Postmodernismus<sup>3</sup>

(Nicht nur) deshalb schlage ich vor, auch (augenscheinlich unausgereifte) ästhetisierende, postmodernistische Deutungskonzepte zumindest zu erproben, um so ebenso augenscheinlich kontingente Wissensformen zu erschließen, deren Ungleichheitsrelevanz bislang noch relativ ‚unsichtbar‘ geblieben ist – nicht zum wenigsten vermutlich deshalb, weil sie dadurch gekennzeichnet ist, dass sie (auch) in der Soziologie geschätzte (Grund-)Werte wie Aufklärung, Vernunft, formale Gleichheit usw. selber wieder hinterfragt – zugunsten sozusagen einer kulturellen Kakophonie von kleinen Variationen von Sinn und Unsinn, von Ernsthaftigkeit und Lächerlichkeit, von Biederkeit und Hinterlist, von Sturheiten und Flexibilitäten usw., kurz: von Ambiguitäten und Ambivalenzen (vgl. dazu Junge 2000).

So verstandene ästhetisierende, postmodernistische Deutungskonzepte sind weit weniger etwas, worauf wir zusteuern, als etwas, was längst zur quasi subku-

---

risch aber ist der größte Teil unserer je *subjektiven* Wissensvorräte aus *sozialen* Wissensvorräten übernommenen und abgeleitetes, also nicht etwa evidentes, sondern *geglaubtes* Wissen. Und wir brechen aus den uns – auf welche Art und Weise und warum auch immer – je zuhandenen sozialen Wissensvorräten ‚schon immer‘ das heraus, was wir – warum auch immer – als zum (Über-)Leben notwendig bzw. geeignet erachten.

3 Ich spreche nicht von „Postmoderne“, sondern von „Postmodernismus“, weil aus mannigfaltigen – u. a. von Ulrich Herbert (2006) plausibel benannten – Gründen der Begriff „Postmoderne“ *nicht* geeignet ist, um damit eine ‚Epoche‘ nach der (bisherigen) Moderne zu bezeichnen. Unter „Postmodernismus“ verstehe ich (z. B. in Hitzler 2006b) jene kulturelle Haltung gegenüber der bisherigen Moderne *in* der Moderne, die darauf angelegt ist, die Deutungsansprüche der „großen Ideen“ des modernen Weltverständnisses, die modernen Ideologien und Ismen also, ebenso zu demontieren, wie dieses moderne Weltverständnis die vormodernen Sinnangebote, insbesondere die theistischen Weltbilder, demontiert (hat) (vgl. Lyotard 1986, Welsch 1988, Bauman 1995).

tanen Erfahrungsnormalität geworden ist, was wir allmählich aber erst uns zum Vorschein bringen: Sie implizieren die subjektive Vergegenwärtigung des je meinigen Lebens unter den – vieldeutigen – Vorzeichen des verlorenen Standpunkts, des je meinigen Lebens unter der – möglichen – Annahme, dass jede Idee von der Welt, von den Menschen und ihren Ordnungen eben *eine* Idee ist, dass es mithin zu jeder Idee auch andere – mehr oder minder alternierende – Ideen gibt, und dass das individuelle und mehr noch das soziale Beharren auf einer Idee symptomatischerweise weniger dem Erkennen der dieser Idee als inhärent geglaubten Wahrheit geschuldet ist, als vielerlei möglichen anderen, mehr oder weniger gut erklärbaren Gründen und Umständen. Denn in dem Maße, wie sich prinzipiell alle überkommenen – moralische Verbindlichkeiten produzierenden und stabilisierenden – sozialen Identifikationen relativieren, findet sich der Einzelne nachgerade zwangsläufig jenseits gesellschaftlicher Formierungen wieder, steht er sozusagen in seiner nackten Subjektivität vor dem Dauer-Problem, seine Existenz in einer unerhörten Schärfe und Absonderlichkeit selber bewältigen zu müssen.<sup>4</sup> Daher stelle ich nun die Frage, ob sich zur empirischen Erfassung der für eben diese radikale Individualisierung und Subjektivierung symptomatischen Denkweisen, Geisteshaltungen, Mentaldispositionen sich ein in der Soziologie m.W. noch nicht sehr nachgefragtes Konzept eignen könnte, das in der einschlägigen Literatur unter dem Etikett „*Mindsets*“ verhandelt wird.

### 3 Literatursichtung

Befasst mit der Frage, wie sich interkulturelle Deutungsdissonanzen erklären und eventuell beheben lassen, hat der US-Außenpolitik-Experte Glen Fisher (1988) ein Konzept von *Mindsets* entwickelt, in dem er von der Notwendigkeit ausgeht, dass Menschen mit ihren jeweiligen Lebensbedingungen zurechtkommen müssen. Den Begriff der *Mindsets* verwendet Fisher im Sinne kultureller Deutungsmuster, die – in der Theoriesprache von Berger/Luckmann (1969) ausgedrückt – über Habitualisierungen, Typisierungen, Tradierungen und Institutionalisierungen

---

4 Vgl. dazu Bauman, z. B. 1997 und 2003, Hitzler 2003. – Diese Feststellung wird hier in der prognostischen Überzeugung getroffen, dass auch die unübersehbare Institutionenwiederentdeckungs- und Moralisierungshausse im ersten Jahrzehnt des dritten christlichen Jahrtausends keine hinlänglich dauerhaft konsensfähigen Sinnangebote wird re-installieren können, welche transsituative Gewissheiten für den je meinigen Lebensvollzug zu setzen vermöchten. D. h., (auch) der gegenwärtige pseudo-traditionalistische Zeitgeist wird – vermutlich zwar nicht kurz-, aber immerhin mittelfristig – vor jener tendenziell allumfassenden Optionalisierung (vgl. Gross 1994) kapitulieren, die sich, die Programme der Moderne zugleich radikalisierend und destruisierend, in der ideologischen Emanzipation praktischer Verfügbarkeiten gegenüber jedweder Tabuisierung des Erdenklichen manifestiert.

gen verselbstverständlich werden bzw. wurden. Allerdings arbeitet Fisher selber eher mit einer à tergo-Theorie, d. h., er geht davon aus, dass Mindsets sich sozusagen hinter dem Rücken bzw. jenseits der bewussten Wahrnehmung der Akteure entwickeln und verfestigen. Auch Rainer Michaeli (2005) begreift Mindsets als solche kulturellen Deutungsmuster, die sich in konsensuellen Gewissheiten wie „Rote Pilze sind giftig und sollten darum nicht verzehrt werden“ (S. 87) niederschlagen. Solche einmal eingespielten mentalen Modelle bzw. Vor-Urteile sind Michaeli zufolge nur schwer durch neue Erkenntnisse zu irritieren oder gar zu verändern. Durchaus ähnlich sieht das auch Carl Ulrich Gminder (2006) bei seiner Analyse von manageriellen ‚Lernbarrieren‘ in Organisationen. Bei ihm werden Mindsets im Sinne je persönlicher Einstellungen von Managern thematisch.

Wie Ende der 1980er Jahre eben bereits Glen Fisher sieht auch der Trendforscher John Naisbitt (2006/2007) „Mindsets, die einer kulturellen Anpassung oder sozialen Zwängen entspringen“. Diese betrachtet er jedoch nicht als Gegenstand seines Interesses. Vielmehr konzentriert er sich „auf jene Mindsets in unseren Köpfen, die wir bewusst und zu einem bestimmten Zweck *entwickeln*“ (S. 11). D. h. immerhin, dass Naisbitt, ähnlich wie – nahezu zeitgleich – Carol Dweck mit ihrer Betonung der *Entscheidung* für bestimmte Denkweisen, bei den subjektiven Vermögen ansetzt, Wirklichkeit zu konstruieren. Ansonsten unternimmt Naisbitt allerdings überhaupt keine Anstrengungen dazu, Mindsets analytisch zu bestimmen. Alles, was wir in seinem immerhin auf 324 Textseiten aufgeschwemmten Buch von ihm – neben einer Vielzahl autobiografischer Anekdoten und mehr oder weniger plausibler Allerweltsweisheiten – dazu erfahren, ist, dass Mindsets „Muster unseres Denkens“ seien, „die uns anzueignen und anzuwenden in unserer Hand liegt“ (S. 4), wobei „die Entstehung unserer Mindsets ... in allen Bereichen des Lebens geprägt (wird), von weltbewegenden Ereignissen ebenso wie von persönlichen Beziehungen“. Ansonsten belehrt er uns hier darüber, „dass es nicht die Informationen sind, die den Ausschlag geben sondern deren Bewertung. (...) *Wie* wir Informationen aufnehmen, ist demnach entscheidend dafür, welche Schlüsse wir aus ihnen ziehen.“ (S. 10) Naisbitt erweist sich dergestalt wohl als Prototyp für Holger Rusts kritische Einlassung dazu, dass das Mind Set tatsächlich nichts anderes ist als die generalisierte Ansicht des Trendforschers selber (vgl. Rust 2009).

Im Verhältnis zu Naisbitt theoretisch schon deutlich ambitionierter hingegen kontrastiert die Stanford-Psychologin Carol Dweck (2006) in ihrem überaus populären Ratgeber-Buch „Mindset“ zwei Denkweisen, die ihr zufolge den Menschen antreiben oder ausbremsen, ihn glücklich machen oder unglücklich: Das „statische“ Mindset hie und das „dynamische“ Mindset da. Ein Mensch mit einem in dieser Lesart dynamischen Selbstbild ist einer, der nicht daran glaubt,

dass wir als dumme oder schlaue Menschen, als Naturtalente oder Versager auf die Welt kommen, sondern dass wir Intelligenz und Erfolg lernend erwerben können. Ein Mensch mit einem statischen Selbstbild hingegen ist ein Nicht-Lerner, mit Versagensängsten angesichts von Neuem bzw. Unbekanntem. Dweck zufolge beeinflusst die *Entscheidung* für eine dieser Denkweisen das Selbstbild und damit die gesamte Persönlichkeitsentwicklung, ja die realisierten Lebenschancen eines Menschen.

Sowohl theoretisch als auch methodisch am ergiebigsten über Mindsets informiert m.E. nach wie vor Ingo Hamm mit seinem Buch zu den von der Gesellschaft für innovative Marktforschung (GIM) seit 1999 im Auftrag des Musiksenders MTV durchgeführten einschlägigen Konsumenten-Studien. Diese Studien basieren auf der prinzipiellen Einsicht, dass der Konsument (in den Studien ist damit selbstverständlich explizit der jugendliche MTV-Zuschauer gemeint) mit etablierten Mitteln der Marktforschung nicht mehr erfasst, jedenfalls nicht mehr begriffen werden kann; dass seine lebensweltlichen Orientierungen und Wichtigkeiten, dass seine ‚Innenansichten‘ vielmehr mit ethnographischen Mitteln rekonstruiert werden müssen. Dabei spielen Fragen eine Rolle wie: Wie sehen die Lebensstile aus, die mit bestimmten Mindsets korrelieren? Welche Orte und Zeiten, welche Räume und Zeiträume des Lebens sind relevant mit Bezug auf welche Mindsets? Wie sehen die sozialen Kontakte und Netzwerke bei welchen Mindsets aus? Usw.

*Bestimmt* werden die so verstandenen, orientierungsrelevanten Mindsets – die nach ihrer Relevanz für innovative Handlungs- und Interaktionsformen und für die Nachfrage nach heterogenen Produktinnovationen ausgewählt werden – nun *nicht* anhand etwelcher Sozialindikatoren (wie Einkommen bzw. verfügbares Budget, Bildung, Beruf, Schichtzugehörigkeit usw.), sondern im *deutenden* Einbezug bisheriger Erkenntnisse der repräsentativ arbeitenden Sozial- und Marktforschung – gemäß dem Motto des gesamten Konzepts: „It’s a mindset – not an ageset!“<sup>5</sup>. Dabei werden – nochmals wesentlich deutlicher in der neuesten Studie von 2008 „Mindsets 3.0“ – (die) Mindsets als kontingente *Setzungen* der „Zielgruppen“ selber bzw. zumindest eines wie auch immer bestimmbareren „kreativen Teils“ der Zielgruppen begriffen (vgl. – mit Blick auf Zukunftsszenarien – dazu auch Neuhaus 2008).<sup>5</sup>

---

5 Die Dimensionen von Mindsets, die sich aus der gesichteten Literatur generieren lassen, sind somit a) Deutungsmuster und Handlungsschemata, b) Wahrnehmungshorizonte und Relevanzsetzungen, c) Wertorientierungen, d) Denkweise, Geisteshaltung, Einstellung, e) Mentalität bzw. mentale Dispositionen, f) Selbstverständnis und Selbstsicherheit, g) Interessen und Bedürfnisse, h) Hoffnungen und Sorgen, i) Optionen und Restriktionen, j) Fähigkeiten, Routinen, Kompetenzen, k) (entscheidungs-)relevante andere, l) kollektive Identifizierungen und kulturelle Identität(en).

#### 4 Situationsdefinition

Diese und eine Reihe anderer, ‚verstreuter‘ Auseinandersetzungen mit Mindsets erscheinen mir als wissenssoziologisch-heuristisch relevant für die „Definition der Situation“ im Sinne der von mir protegierten Schützschen Lesart des Thomas-Theorems<sup>6</sup>, das bzw. die ich als eine der für das Betreiben von Soziologie wichtigsten Einsichten betrachte (vgl. Hitzler 1999): Das Objektivierte, also das in einem Kulturzusammenhang Sinnhafte und Bedeutungsvolle sozialer Konstruktionen, darauf hat eben schon William I. Thomas hingewiesen, ist nichts anderes als ein (relativer) *Konsens* darüber, wie etwas definiert ist bzw. wie etwas zu definieren sei. Thomas zufolge ist menschliches Verhalten typischerweise *weder* nur an gesellschaftlich geltenden *noch* nur an individuell erfundenen Definitionen orientiert, sondern sozusagen eine *Kombination* von subjektiven und objektivierten Situationsdefinitionen. Denn wenn jedes Individuum seine Situation *nur* subjektiv definieren würde, käme naheliegenderweise jene (gegenüber anderen) relative Gleichartigkeit von Mitgliedern einer Gesellschaft bzw. von deren Handlungen nicht zustande. Wären Situationsdefinitionen hingegen ausschließlich gesellschaftlich standardisiert bzw. konventionalisiert, käme es eben nicht zu individuellen bzw. individuell besonderen Verhaltensweisen. Jede Handlung setzt also eine Definition der Situation voraus, in die sowohl sozial objektivierte Definitionen als auch – unabweisbar – Subjektivismen aufgrund der je individuellen Lebenssituation des Akteurs eingehen (wie z. B. biographische Erfahrungen, Kenntnisse über ähnliche Situationen oder – im weitesten Sinne – theoretisches Wissen, z. B. Höflichkeitsrituale, Anstandsregeln, Sprachcodes). Kollektiv verbreitete Schemata und Muster des Deutens bzw. Definierens von Situationen, Regeln und Ordnungen werden in der gesellschaftlichen Praxis ständig neu erhandelt. Deshalb ist Handeln auch sozusagen das ‚Herzstück‘ soziologischen Interesses.

Handeln – im Sinne des Vollziehens einer vorentworfenen Erfahrung (nach Schütz/Luckmann 2003) – geschieht notwendigerweise im Rekurs auf Wissen. Wissen bedeutet, aktuelle Erfahrung(en) mit (wie auch immer) erinnerten (bzw. inkorporierten) Erfahrungen, die wir als (relativ) ähnlich typisiert und sedimentiert haben, zu vergleichen und ggf. die aktuellen Erfahrungen (d. h. Vorstellungen, Wahrnehmungen, Widerfahrnisse, Handlungen) aufgrund dieses Vergleichs zu modifizieren und auch zu revidieren (vgl. Thomas 1965: 287), d. h. eine veränderte Deutung daraus zu gewinnen. Das ist der Ausgangspunkt für das, was ich eine Schützsche Lesart des Thomas-Theorems nenne: Etwas als „wirklich“

---

6 “If men define situations as real, they are real in their consequences” (Thomas/Thomas 1982: 572) bzw. „Wenn Menschen Situationen als ‚wirklich‘ definieren, dann zieht das wirkliche Folgen nach sich.“ (Thomas 1965: 114)



zu definieren bedeutet, (in diesem Sinne) zu *wissen*, dass es und *wie* es wirklich ist. Und von der so verstandenen Definition der Situation (d. h. vom Wirklichkeitswissen) wiederum hängt ab, *wie* gehandelt wird. Und das Gelingen bzw. Misslingen von Handlungen schlägt sich dann wieder nieder im Wissen bzw. als Wissen in der nächsten Definition, usw.

Erscheint die Situation nun als geprägt durch Institutionen (wie z. B. Sitten, Ordnungen usw.), d. h. durch Komplexe von Verhaltensmustern, Werten, Einstellungen, so bedeutet dies, dass der Akteur sie als bereits mit einem Anspruch auf Verbindlichkeit vor-definiert erfährt. Regelmäßigkeiten des (sozialen) Verhaltens lassen sich daraus erklären, dass es solcherlei gesellschaftlich als verbindlich angesehene Situationsdefinitionen gibt, deren individuelle Übernahme belohnt, deren Zurückweisung hingegen bestraft wird (im einfachen Fall etwa durch das Ausmaß an Aufwand, der mit Blick auf das, was man will, zu treiben ist): Diese objektivierten Wirklichkeitsbestimmungen (z. B. im Hinblick auf Kriterien für wahr oder unwahr, richtig oder falsch, akzeptabel oder verwerflich) befördern oder behindern dementsprechend individuelles Verhalten. Objektivierte Situationsdefinitionen beeinflussen individuelles Verhalten also insofern maßgeblich, als sie wesentlich die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit stützen (vgl. dazu Berger/Luckmann 1969).

In die Situationsdefinition des Akteurs gehen neben diesen ‚gegebenen‘ Bedingungen aber eben immer und unabweisbar auch dessen subjektive Erfahrungen und Interessen ein – und weisen so auch den sozial objektivierten Definitionen ihren je spezifischen Stellenwert *für den Handelnden* zu. Ohnehin ist gesellschaftlich objektivierte Wirklichkeit keineswegs homogen, sondern das Resultat einer Vielzahl und Vielfalt von Definitionen, die je verschiedene Aspekte des sozialen Lebens erfassen. Unbeschadet dessen gilt jedoch: Damit Akteure Situationen definieren können, müssen sie sich auf eine (von wem und wie auch immer) definierte Wirklichkeit beziehen können. D. h., sie müssen – trivialerweise – (das von ihnen für ihr Definieren benötigte) Wissen bereits haben.

Empirisch haften Phänomenen, die mir als Elemente meiner Situation erscheinen, mithin in aller Regel Bedeutungen an, die ihnen *von anderen* verliehen worden sind. Diese nicht von mir gesetzten Bedeutungen haben den Charakter von sozial als solchen anerkannten ‚Tatsachen‘ (faits sociaux, social facts), die sich mir somit (ebenfalls) als aner kennenswerte – oder jedenfalls zu berücksichtigende – Vor-Gegebenheiten meiner subjektiven Situationsdefinition aufdrängen, wenn ich an menschlicher Gesellschaft (hinlänglich akzeptabel) teilhaben will (z. B. studieren; in einer Kassenschlange warten; sich ‚gesittet‘ benehmen usw.). Zu fragen ist in folgedessen, wie es überhaupt zu sozial objektivierten Tatsachen kommt, da es sich dabei ja offenkundig um vom einzelnen Akteur und seinem unmittelbaren Erfahrungsbereich abgelöste Definitionen handelt, die über

einen sozialen Verallgemeinerungsprozess als verbindlich gemachte Definitionen wiederkehren.

Nun, die Antwort im Sinne von Thomas lautet, dass eben (relative) Konsense entstehen (und fortbestehen). D.h., dass Mitglieder einer Gesellschaft sich im Laufe der Zeit wechselseitig daran gewöhnen, bestimmte – logischerweise irgendwann einmal in irgendeinem Zusammenhang von irgendeinem Subjekt in irgendeiner Form vorgenommene – Situationsdefinitionen als zunächst akzeptabel, allmählich dann als gültige und schließlich als völlig fraglose und somit Verhaltensweisen ‚vorschreibende‘ (bzw. zumindest nahelegende) Wirklichkeitsbestimmungen anzuerkennen. Unbeschadet dessen entscheidet die so verstandene Definition der Situation, und *nicht* irgendein (gar durch Beobachter) objektivierter Sachverhalt, wie – und auch als was – das Subjekt etwas erlebt und welche Konsequenzen sich für es daraus je ergeben.

## 5 Illustrationen

Um das damit Gemeinte kurz zu illustrieren, greife ich zwei durchaus miteinander korrespondierende, zugleich aber (noch) deutlich unterschiedlich ‚radikale‘ Beispiele konzeptioneller Überlegungen zu Mindsets auf. Das erste Beispiel ist einer Vor-Studie über „Seniorale Konsummilieus“ entnommen: Abgesehen davon, dass es konsumsoziologisch immer – und so auch hier – besonders interessant ist, die Differenzen herauszuarbeiten zwischen dem, was producentenseitig, und dem, was konsumentenseitig mit Waren und Dienstleitungen expliziert, impliziert und konnotiert wird, ist bei einer solchen Studie selbstverständlich unabdingbar zu berücksichtigen, dass es statistisch signifikante und augenscheinlich auch bei älteren Menschen erhebliche Bildungs-, Einkommens- und Statusunterschiede und (vor allem) Unterschiede bei den je individuell tatsächlich *verfügbaren* Ressourcen gibt.

Aber mit dieser einfachen Zuordnung nach herkömmlichen Schichtungsmerkmalen lässt sich die *Lebenswirklichkeit* und das in diese eingebettete, entwerfs- und entscheidungsgeleitete Konsum-Handeln von älteren Menschen keineswegs (mehr) hinlänglich angemessen erfassen (vgl. auch Pompe 2007). Im Hinblick auf eine plausible Differenzierung zwischen senioralen Konsummilieus machen weder herkömmliche Schicht-Indikatoren, noch neuere Lebensstil-Gruppierungen noch die in der Altersforschung geläufige Abgrenzung von Altersspannen, ja macht noch nicht einmal der körperliche Gesundheitszustand typische Konsummuster hinlänglich verständlich. Stattdessen verweist der Rekurs auf (Selbst-)Wahrnehmungs- und (Welt-)Deutungsprobleme älterer Menschen zunehmend auf für diese symptomatischen subjektiven Mentaldispositionen, die

sich etwa unter Etiketten wie „*Seniorität*“, „*Juvenilität*“ und „*Senilität*“ typisieren lassen.<sup>7</sup>

Das zweite Beispiel stammt aus unserer Arbeit an einer Neubestimmung des Begriffs „Jugend(lichkeit)“: Auch wenn unsere Gesellschaft ‚altert‘ (vgl. zu den positiven Aspekten dieser Entwicklung Gross/Fagetti 2008) schwindet das Phänomen *Jugendlichkeit*, mit seinen Konnotationen von Vitalität und Erlebnisorientierung, – auch demografisch – keineswegs dahin, sondern breitet sich im Gegenteil in postmodernen Gesellschaften rapide aus. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich daraus, dass „Jugendlichkeit“ zunehmend bzw. zusehends eben keine Frage des Alters mehr ist, sondern eine Frage der *Einstellung zur Welt*. Diese Einstellung zur Welt, diese mentale Disposition ist dadurch gekennzeichnet, dass man weder (mehr) kindisch ist, noch erwachsen, sondern dass man in einem komplizierten Zusammenhang von eigen(sinnigen, nicht etwa von individuellen, sondern von einfach *nicht*-erwachsenen-typischen Wichtigkeiten lebt. Und eben diese Einstellung ist in unserer Gegenwartsgesellschaft *keineswegs* immer seltener zu finden (wie es dem schrumpfenden Anteil junger Menschen an der Gesamtbevölkerung entsprechen würde). Diese Einstellung, die symptomatischerweise das argwöhnische Interesse von (mental) Erwachsenen weckt, weil sie mit ‚sonderbaren‘ Wichtigkeiten und Wertsetzungen einhergeht, breitet sich vielmehr immer weiter aus und streut über immer mehr Altersgruppen hinweg – und erfasst immer mehr Lebensbereiche von immer mehr Menschen: Juvenilität als Lebensform wird *prinzipiell* zur kulturellen Alternative gegenüber der Lebensform des Erwachsenseins (vgl. dazu Hitzler/Pfadenhauer 2004b, Hitzler 2006c).

Jugendlichkeit im damit gemeinten Verstande verweist auf eine bestimmte Geisteshaltung; auf eine Geisteshaltung, die gegenwärtig für zunehmend mehr Menschen nachgerade jeden Alters zu einer echten existenziellen Option wird: Eine Geisteshaltung dezidierter Selbst-Entpflichtung. Kurz: Jugendlichkeit/Juvenilität ist nachgerade prototypisch für das, was hier als Mindset angedacht wird<sup>8</sup>: Vom Standpunkt des Erwachsenseins aus erscheint es als für Menschen mit diesem Mindset symptomatisch, dass sie all das, was getan wird, weil es, dem Selbst- und Weltverständnis von Erwachsenen zufolge, ‚aus guten Gründen‘ ge-

7 Bei diesen Mindsets ansetzend stellt sich z. B. die Frage, welche Rolle Marken und Markenprodukte als ‚Vorlagen‘ für die Bildung von Identitäten auch bei älteren Menschen spielen, von deren tatsächlichem Erleben (und nicht von deren Aggregation) her: Hängen (auch) ältere Menschen ihr Selbstverständnis – wesentlich oder jedenfalls in für sie relevantem Maße – an Konsumprodukten auf? Müssen solche Konsumprodukte (auch) bei älteren Menschen ggf. Markenartikel bzw. Artikel mit Markeneigenschaften sein? Usw.

8 (Auch) dieses Mindset ist selbstverständlich nicht ‚aus dem Nichts‘ entstanden, sondern hat sich vor allem seit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in westlichen Industriestaaten allmählich entwickelt und ausgebreitet (vgl. Beck 1983).

tan werden *muß*, ebenso praktisch wie beiläufig in Frage stellen dadurch, dass sie es nicht nur schlicht nicht *tun*, sondern dass sie sich oft nicht einmal damit befassen wollen.<sup>9</sup> Kurz: Dem Protagonisten von Jugendlichkeit ist symptomatischerweise die Erwachsenengesellschaft so lange relativ gleichgültig, wie diese ihn hinlänglich akzeptabel versorgt und zugleich in Ruhe lässt.<sup>10</sup>

Und eben solcherlei nicht abgeleitete, sondern genuin als solche verstandene Geisteshaltungen wie Seniorität und Juvenilität implizieren das von mir vorgeschlagene *wissenssoziologische*<sup>11</sup> Konzept der Mindsets: Mindsets im damit gemeinten Verstande scheinen zunächst einmal (eng) verwandt zu sein mit Welt-sichten bzw. Weltauffassungen – etwa im Durkheimschen Sinne komplexitätsreduzierender „Kulturbrillen“. Die von mir protegierte relevante Differenz gegenüber der entsprechenden Konzeption in der traditionellen bzw. konventionellen Wissenssoziologie (und nur deshalb habe ich mir den Begriff – bis auf Weiteres – überhaupt aus der Psychologie und aus dem Marketing ‚ausgeliehen‘), besteht allerdings darin, dass (auch) *dort* Welt-sichten eben durchgängig aus sozialen Lagen bzw. aus sozialstrukturellen Vorgängigkeiten ‚abgeleitet‘ werden, während ich vorschlage, unter Individualisierungsbedingungen nicht bei der angeblichen Kontingenz der *Seinsgegebenheiten* anzusetzen, sondern bei der – heuristisch – veranschlagten Kontingenz *subjektiver Geisteshaltungen*, aus denen *heraus* definiert wird, was je als „objektiv gegeben“ *gilt*. Und ich meine, dass ich damit die Herausforderung, die sich aus dem Individualisierungskonzept für das gewohnte Betreiben von Soziologie ergibt, wenigstens *methodologisch* konsequenter betrachte als Ulrich Beck selbst.<sup>12</sup>

9 An einem lapidaren Beispiel verdeutlicht: Fragen wie die, inwiefern eine ‚wilde‘ Party in einer einsturzgefährdeten Bauruine ein Problem ist, diskutieren Erwachsene typischerweise in einem Vernunftraum zwischen ordnungsamtlichem Genehmigungsverfahren hie und kategorischem Imperativ da. Jugendliche jeglichen Alters hingegen wollen einfach tanzen.

10 Diese Mentalität als „postmaterialistisch“ zu bezeichnen, erscheint empirisch folglich als unangemessen: Die enttabuisierte Nutzung und im Zweifelsfalle auch die enttabuisierte Beschaffung von als erforderlich betrachteten materiellen Ressourcen ist vielmehr die nachgerade fraglos vorausgesetzte Basis all dessen, was wir mit dem Mindset „Juvenilität/Jugendlichkeit“ konnotieren.

11 Mit meiner in der einschlägigen phänomenologischen und hermeneutischen Tradition wurzelnden, in hohem Maße aber auch dem der Theorie reflexiver Modernisierung eignenden skeptischen Denken verbundenen Idee einer ‚bescheidenen‘ Wissenssoziologie (vgl. dazu nochmals Hitzler 1999) geht es mir ‚lediglich‘ darum, das soziale Miteinander zu beobachten, zu beschreiben, zu reflektieren, zu analysieren und – idealerweise eben unabhängig von Fremd- und von Eigeninteressen – zu kommentieren. D. h., ich will – sozusagen programmatisch – *tatsächlich* „nicht länger beanspruchen, wie mit den Augen Gottes das Soziale zu durchschauen und es entsprechend kontrollierbar zu machen“ (Beck/Bonß 2001, S. 14). Der so verstandene wissenssoziologische ‚Blick‘ impliziert gleichwohl bzw. eben deshalb eine Attitüde des methodischen *Zweifels* daran, dass die Dinge, um die es je geht, so sind, wie sie zu sein scheinen (vgl. dazu Berger/Kellner 1984).

12 Es versteht sich sozusagen von selber, dass damit das Problem, wie man diese mentalen Zustände, die hier Thema waren, dann eigentlich erheben kann, nicht gelöst, sondern lediglich thematisiert

## Literatur

- Bauman, Zygmunt (1995): Postmoderne Ethik. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Zygmunt (1997): Flaneure, Spieler und Touristen. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Zygmunt (2003): Flüchtige Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Stand und Klasse? In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Sonderband 2 der Zeitschrift ‚Soziale Welt‘. Göttingen: Schwarz.
- Beck, Ulrich (1993): Die Erfindung des Politischen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1995): Eigenes Leben. In ders. u. a.: Eigenes Leben. München: C.H. Beck. 9-174.
- Beck, Ulrich (2008a): Was heißt „soziologische Aufklärung“ im 21. Jahrhundert? München: Manuskript.
- Beck, Ulrich (2008b): Die Neuvermessung der Ungleichheit unter den Menschen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (2001) (Hrsg.): Modernisierung der Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1996): Reflexive Modernisierung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Berger, Peter A. (1994): Soziale Ungleichheiten und sozio-kulturelle Milieus. In: Berliner Journal für Soziologie, Heft 2. 249-264.
- Berger, Peter A. (2003): Kontinuitäten und Brüche. In: Orth, Barbara/Schwietring, Thomas/Weiß, Johannes (Hrsg.): Soziologische Forschung: Stand und Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich. 473-490.
- Berger, Peter L./Kellner, Hansfried (1984): Für eine neue Soziologie. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bolte, Karl Martin (1983): Subjektorientierte Soziologie – Plädoyer für eine Forschungsperspektive. In: Bolte, Karl Martin/Treutner, Ernst (Hrsg.): Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie, Frankfurt/M./New York: Campus. 12-36.
- Dweck, Carol (2006): Mindset. The New Psychology of Success. New York: Random House.
- Fisher, Glen (1988): Mindsets: the role of culture and perception in international relations. Yarmouth, ME: Intercultural Press.
- Gminder, Carl Ulrich (2006): Nachhaltigkeitsstrategien systemisch umsetzen. Exploration der Organisationsaufstellung als Managementmethode. Wiesbaden: DUV.
- Gross, Peter (1994): Die Multioptionengesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gross, Peter/Fagetti, Karin (2008): Glücksfall Alter. Freiburg i. Brsg.: Herder.
- Hamm, Ingo (2003): Die MTV-Mindset-Studien. Stuttgart: Schaeffer-Poeschel.
- Herbert, Ulrich (2006): Europa in der Hochmoderne. Wien: Manuskript.

---

ist. Aber das ist erst einmal keine methodologische, sondern eine methodische Frage, deren Beantwortung mich zwar – anhaltend – beschäftigt, die aber nicht Gegenstand der hier skizzierten Vor-Überlegungen waren.

- Hitzler, Ronald (1999): Konsequenzen der Situationsdefinition. In: Hitzler, Ronald/Reichertz, Jo/Schröer, Norbert (Hrsg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Konstanz: UVK. 289-308.
- Hitzler, Ronald (2003): Selbstgeschaffene Sicherheit? In: Ederer, Othmar/Prisching, Manfred (Hrsg.): Die unsichere Gesellschaft. Graz: AG für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Karl-Franzens-Universität. 39-54.
- Hitzler, Ronald (2004): Die unschuldige Mündigkeit und ihre ungeliebten Folgen. In: Junge, Matthias/Lechner, Götz (Hrsg.): Scheitern. Wiesbaden: VS. 167-179.
- Hitzler, Ronald (2006a): Individualisierte Wissensvorräte. In: Tänzler, Dirk/Knoblauch, Hubert/Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Zur Kritik der Wissensgesellschaft. Konstanz: Universitätsverlag. 257-276.
- Hitzler, Ronald (2006b): Vagabundierende Geister. In: Gebhardt, Winfried/Hitzler, Ronald (Hrsg.): Nomaden, Flaneure, Vagabunden. Wiesbaden: VS. 67-83.
- Hitzler, Ronald (2006c): Wird Jugendlichkeit zum Zivilisationsrisiko? In: Robertson-von Trotha, Caroline Y. (Hrsg.): Vernetztes Leben. (Heft 12 der Reihe ‚Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft‘ des ZAK). Karlsruhe: Universitätsverlag. 87-98.
- Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (2004a): Individualisierungsfolgen. In: Pofert, Angelika/Sznaider, Natan (Hrsg.): Ulrich Becks kosmopolitisches Projekt. Baden-Baden: Nomos. 115-128.
- Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (2004b): Juvenilität als Identität. In: merz (medien + erziehung). Zeitschrift für Medienpädagogik, 48. Jg., Nr. 4. 47-53.
- Junge, Matthias (2000): Ambivalente Gesellschaftlichkeit. Opladen: Leske + Budrich.
- Knoblauch, Hubert (2009): Populäre Religion. Frankfurt a.M., New York; Campus.
- Liebl, Franz (2000): Der Schock des Neuen. München: Gerling Akademie.
- Liotard, Jean-Francois (1986): Das postmoderne Wissen. Graz, Wien: Böhlau.
- Michaeli, Rainer (2005): Competitive Intelligence, Berlin: Springer .
- Naisbitt, John (2006): Mind set! – Reset your thinking and see the future. New York: Collins; deutsch: (2007): Mind Set! München: Hanser.
- Neuhaus, Christian (2008): Auf das Neue vorbereiten. In: Birger P. Priddat und Peter Seele (Hrsg.): Das Neue in Ökonomie und Management. Wiesbaden: Gabler.
- Pompe, Hans-Georg (2007): Marktmacht 50plus. Wiesbaden: Gabler .
- Rust, Holger (2009): Verkaufte Zukunft. In: Reinhold Popp und Elmar Schüll (Hrsg.): Zukunftsforschung und Zukunftsgestaltung. Heidelberg: Springer.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2003): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz: UVK.
- Thomas, William I. (1965): Person und Sozialverhalten (hrsgg. und eingeleitet von Edmund H. Volkart). Neuwied a. R. / Berlin.
- Thomas, William I./Thomas, Dorothy S. (1928): The Child in America. New York: Knopf.
- Voß, Gerd Günter/Pongratz, Hans J. (1997) (Hrsg.): Subjektorientierte Soziologie. Opladen: Leske und Budrich.
- Welsch, Wolfgang (1988): Unsere postmoderne Moderne. Weinheim: VCH, Acta Humaniora.